



Neues Spannungsfeld in der Finanzwelt: Die Kunden wollen die Vorteile von Online nutzen, schätzen aber zugleich die Sicherheit traditioneller Banken.

Was Fintechs und Banken voneinander lernen

Die innovativen Internet-Finanzdienste und die traditionellen Geldinstitute sind längst keine Gegner mehr. Stattdessen suchen beide Seiten aktiv die Kooperation – durchaus zum Nutzen der Konsumenten.

von Christian Fürst

Es ist fast eine Parallelwelt, die sich da auftut, wenn die Rebellen der Internet-Finanzwelt einmal im Jahr in Wien zur Vienna FinTechWeek zusammentreffen. Das Programm schwirrt nur so von Begriffen wie Virtual Currency, Initial Coin Offering, Blockchain oder Mirror Trading. In einem ganztägigen Hackathon (so nennt man eine Veranstaltung, auf der gemeinsam neue Software entwickelt wird – nur zur Sicherheit) durften junge Teams beweisen, dass sie aus dem Stand innovative neue Services programmieren können.

Die Organisatoren der Vienna FinTech Week sind allerdings nicht irgendwelche Nerds aus dem Silicon Valley, sondern – neben dem Verband FinTech Austria und der Plattform Fintechmatters – die Wiener Wirtschaftsagentur und der österreichische Bankenverband. Mit dabei: einige der größten Banken des Landes, die Finanzmarktaufsicht sowie das Finanzministerium.

Ganz offensichtlich sind die Zeiten vorbei, wo Internet-Bezahldienste und etablierte Geldinstitute einander als natürliche Feinde betrachteten und meinten, langfristig könne nur eine der beiden Gruppen überleben. Mit ironischem Schmunzeln wird heute gern ein Zitat von Microsoft-Gründer Bill Gates aus dem Jahr 1994 hervorgeholt, der damals meinte: „Banking is necessary, banks are not.“ 25 Jahre später bringt es Michael Kent, Chef und Mitgründer der Geldüberweisungs-Plattform Azimo, auf den Punkt: „Es gilt als schick für Fintechs zu sagen, dass sie die Banken bekämpfen, aber das ist nicht wahr. Wir sind auf die Banken angewiesen.“

Dynamischer Aufbruch

Tatsächlich lautet das neue Paradigma: Fintechs und Banken können jeweils voneinander lernen, und die Kunden wollen so wieso beides, also sollte man am besten so eng wie möglich kooperieren. Die Kunden

wollen beides, bedeutet: Sie wollen auf das Vertrauen und die Stabilität nicht verzichten, die Bankhäuser mit 150 oder mehr Jahren Geschichte im Rücken vermitteln. Sie verlangen aber auch Zugang zu den vielen neuen Möglichkeiten aus der Welt der Computernetze und der Algorithmen.

Freilich ist es für etablierte Banken nicht ganz leicht, an eine Szene anzudocken, die überwiegend aus Start-ups mit disruptiven Ideen und einer völlig anderen Unternehmenskultur besteht. Genau deshalb wurde die Vienna FinTechWeek ins Leben gerufen, bei der Vertreter aller Seiten in offener Atmosphäre aufeinander losgelassen werden und in der Regel stets mit einer Fülle neuer Ideen in ihre Büros zurückkehren. Im Herbst 2018 fand diese Veranstaltung bereits zum dritten Mal statt, der nächste Termin ist bereits für 18. bis 24. November 2019 angesetzt.

Die große Zahl der Teilnehmer sowie das große Interesse von Banken und anderen »

Finanzinstitutionen zeigt, dass in der österreichischen Hauptstadt ein ziemlich dynamischer Aufbruch in Gang gekommen ist. „Wien hat sich als hervorragender Standort für innovative Fintechs etabliert“, sagt Gerald Resch, Generalsekretär des österreichischen Bankenverbandes. Finanzminister Hartwig Löger will diese Entwicklung noch beschleunigen und hat deshalb einen Fintech-Beirat im Ministerium eingerichtet, mit dem Ziel, die rechtlichen Spielregeln für digitale Finanzdienstleistungen schneller anpassen zu können, wenn die Innovationen wieder einmal der gesetzlichen Realität davonlaufen.

Denn dass Fintechs bei aller Disruptivität ebenso strenge Kontrollen brauchen wie die eingesessenen Banken, das hat sich inzwischen auch unter den aufstrebenden Algorithmen-Schreibern herumgesprochen. Hohe Auflagen können aber einer neuen Idee den Start verunmöglichen, weshalb Löger demnächst auch sogenannte „Regulatory Sandboxes“ schaffen will. In solchen „Sandkästen“ sollen Fintechs ihre Geschäftsmodelle im realen Kundenumfeld testen können, ohne dabei sofort sämtlichen regulatorischen Sorgfaltspflichten zu unterliegen – aber unter Beobachtung und in enger Kooperation mit den Behörden. Beide Seiten können so Erfahrungen mit neuen Technologien sammeln.

Sicherheit geht vor

Dem Fiskus und der Bankenaufsicht geht es vor allem darum, den Kunden auf den diversen Online-Kanälen die gleiche Verlässlichkeit und den gleichen Schutz vor plötzlichen Liquiditätsengpässen zu bieten, wie sie ihn bei herkömmlichen Banken immer schon gewohnt sind. Doch im Internet kommt noch ein zweiter Sicherheitsaspekt hinzu,



„Wien hat sich als hervorragender Standort für innovative Fintechs etabliert.“

Gerald Resch, Generalsekretär Bankenverband

nämlich die Cybersecurity – also der Kampf gegen Hacker, Betrüger und Geldwäscher, die sich die Anonymität und technische Kompliziertheit des elektronischen Geldverkehrs für ihre krummen Zwecke zunutze machen wollen.

Hier gilt seit vielen Jahren unverändert: Es findet ein Wettlauf statt zwischen den Cyberkriminellen und der Sicherheitsindustrie, die



Vizekanzler und Finanzminister Hartwig Löger möchte mit einem eigenen Fintech-Beirat im Ministerium die rechtlichen Spielregeln für digitale Finanzdienstleistungen schneller anpassen können.

immer neue Schutzinstrumente gegen die immer wieder auf ihre Weise innovativen Betrüger auf der Gegenseite entwickeln muss.

Das Thema hat mittlerweile so große Bedeutung für die internationale Wirtschaft erlangt, dass ihm das Weltwirtschaftsforum (WEF) Davos einen eigenen Schwerpunkt gewidmet hat. Cyberkriminalität – nicht nur bei Finanztransaktionen, dort aber vor allem – wurde als eines der größten Risiken für die Zukunft der Weltwirtschaft eingestuft. Auf den Rängen eins bis drei in der Top-Ten-Risiken-Liste stehen Naturkatastrophen, nämlich (1) extreme Wetterereignisse, (2) Scheitern des Kampfes gegen den Klimawandel und (3) Katastrophen wie Tsunami, Erdbeben etc. Gleich danach kommt aber der kriminelle Missbrauch des Internets, und zwar gleich zweimal. Auf Rang vier steht das Risiko eines „massiven Vorfalles von Datenklau oder Datenbetrug“ und auf Rang fünf „großangelegte Cyberattacken“.

Hacker gegen Banken

Schon 2018 musste etwa die Zentralbank der Ukraine eine Attacke der Schadsoftware „NotPetya“ abwehren. In Summe kosten solche Angriffe die Weltwirtschaft etwa eine halbe

Milliarde Euro im Jahr, so ein Papier des WEF, das deshalb kürzlich ein eigenes Zentrum zur Bekämpfung der Cyberkriminalität mit 40 Mitarbeitern in Genf installiert hat.

Wobei Cybersicherheitsexperten darauf verweisen, dass auch die scheinbar kleineren Risiken im täglichen Umgang mit dem Internet eine Gefahr darstellen können. So müssen Sicherheitsstandards auch gewährleistet bleiben, wenn Dienstleistungen an Drittanbieter ausgelagert werden. Und die beste Firewall nützt wenig, wenn jemand seinen angedrehten Laptop unbeaufsichtigt stehen lässt und womöglich auch noch sämtliche Passwörter in der Autovervollständigungsfunktion gespeichert hat.

Jedenfalls stellen sich die Banken auf eine rauere Zukunft ein. Im Jänner 2018 wurden gleich mehrere Banken der Niederlande – darunter die Mutter der auch in Österreich tätigen ING-DiBa – derart massiv von Hackern angegriffen, dass sie ihr Netbanking vom Netz nehmen mussten. Erst nach einer Weile konnten die Services wieder in Betrieb genommen werden. Ein Sprecher der niederländischen Zentralbank kommentierte den Vorfall im Fernsehen lakonisch: „Das ist die Realität im Jahr 2018.“